



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 15.

Wiesbaden, den 10. Januar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Rosen und Brot“, Erzählung von Fritz Müller. — „Im Granatfeuer am Hferkanal“, von Hans Fr. Vant. — „Nachbarn“, eine Geschichte aus Ostpreußens schweren Tagen von Paul Lindenberg. — „Wo weilt der Feldherr während der Schlacht?“, von E. Fritz Opel. — „Heut, wenn's Zeit ist — nicht jetzt!“ von Fritz Müller. — „Franzosen und Russen in Kasan“, von J. Böhr. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Ede“.

Zum Geleite:

„Die Franzosen haben jahrhundertlang Provinzen gehabt, die von deutsch redenden Bevölkerungen bewohnt wurden — Provinzen, die sie uns mit Gewalt geraubt haben. Jetzt halten auch wir an Territorien mit französisch redender Bevölkerung fest. Deutschland hat Frankreich niemals absichtlich oder unprovokiert angegriffen. Frankreich dagegen hat Deutschland an die zwanzig bis dreißig Male mit Wassengewalt überjogen.“
Fürst Bismarck.

Rosen und Brot.

Erzählung von Fritz Müller.

„Rrrr—ratsch, machte die Bremse, und der Soldatenzug hielt zum letzten Male, bevor er an die französische Grenze kam. Der Einjährige May Brot schaute aus seinem Abteil auf den Bahnsteig. Aha, dort vorn teilten sie wieder gute Dinge aus, die prächtigen und flinken Mädels: immer gingen sie vorne bei der Lokomotive an — warum nicht auch mal hinten bei seinem Wagen?“

Aber schließlich, was brauchte er auch noch? Hunger hatte er ja schon. Aber nur noch auf den Kampf da drüben. Und Durst auf Waffenruhm. Beides hatten diese lieben Mädels nicht in ihren braven Körben.

Aha, da kam nun doch noch eine mit dem Körblein. Was für ein feines und gütiges Gesicht! Und wie das rote Kreuz auf ihrer hellen Bluse leuchtete! Der ganze Bahnhof schien ein rotes Kreuz zu sein, mit einem gütigen Mädchen-gesicht darüber.

Zwei braune Augen schauten lustig zu dem Einjährigen May Brot hinauf. Ein Körbchen, zur Hälfte mit belegten Brötchen und zur Hälfte mit Rosen gefüllt, schwankte neugierig unterm Fenster:

„Rosen oder Brot, Herr Soldat?“ flirrte eine fröhliche Stimme.

Der Einjährige mußte lachen. Seine Hand griff hinunter. Ein halbes Scherzwort kollerte hinterher. Wird er die Rose nehmen, wird er sich fürs Brot entscheiden? blitzten die Mädchenaugen gespannt. Aber da hatte der Zug schon angezogen. Die Soldatenhand griff ins Leere. Nur noch zu einem Abschiedswinken konnten sich die griffbereiten Finger lockern. Und lustig klang es über den Bahnsteig:

„Ich treff' die Wahl beim Rückweg, liebes Fräulein, gelt?“

„Ja, aber nicht vergessen —“ rutschte es ihr heraus.

Das Mädchen mit dem roten Kreuz am Ärmel wurde plötzlich so rot wie eben dieses Kreuz. Fast, daß sie aufs Gegenwinken ganz vergessen hätte. . .

Hm, was war nur plötzlich über sie gekommen? Sie kannte den Soldaten ja doch garnicht? Er war doch nur einer von den Tausenden, denen sie in diesen unruhvollen Tagen das gefüllte Henkelkörbchen hinaufgereicht hatte. Was ging er sie im Grund an? Ein Teil vom Vaterland, das ihr soviel war, wie alle Teile ihres Vaterlandes, und damit gut.

Und dem Einjährigen May Brot ging es nicht anders. Stundenlang kam ihm der frische Mädchenskopf nicht mehr aus seinem Sinn. Merkwürdig, dachte er, er kannte sie ja garnicht? War sie doch nur eine von den Hunderten, die in diesen unruhvollen Tagen Liebes taten für das Vaterland und seine Söhne. Was ging sie ihn im Grunde an? Ein Stück vom Vaterland, das ihm soviel war, wie alle Teile seines Vaterlandes, und damit gut.

Nein, nicht gut damit. Je mehr er an etwas anderes denken wollte, desto lebendiger wurde der Korb mit der Hälfte Rosen und der Hälfte Brot und dem Mädelskopf über den beiden Hälften.

Gut, daß sie jetzt ausgeladen wurden. Gut, daß sie einen Nachmarsch über die Grenze zu machen hatten. Gut, daß die Gewalt der kommenden Kämpfe über ihn kam. . .

Und dann pfffen die ersten Kugeln. Dann tauchte seine Seele in das große Schlachtenbrüllen und hatte nur mehr Raum für eines: Drauf und dran!

Heiße Tage gingen übers Land und über seine Seele und brannten da und dort die Weißglutstempel ein. Und

er hatte ganz vergessen, daß da irgendwo auf einem deutschen Bahnhof ein Körbchen, halb mit Brot und halb mit Rosen vor seinen Augen hin- und hergeschaukelt hatte. Bis sie einmal in einem Schützengraben lagen und die Zufuhr abgeschnitten war. Bis sie schon zwei Tage ohne Nahrung waren und sich nicht rühren durften, um eine Quelle aufzuspüren für den brennenden Durst. Bis sie den Morgentau von den Gräsern an der Brüstung ihres Schützengrabens schleckten und in ihrer Not das Gras zu essen suchten. Bis sie wörtlich in das Gras zu beißen suchten, um — hui, wie die Kugeln von drüben pffissen! — um nicht ins Gras zu beißen.

Und da war es, daß es ihm wieder einfiel, wie jetzt seine zittrige Hand ein Büschlein Gras austraupte: Ei, wenn ich jetzt da — ja, das Brot in ihrem Körbchen hätte!

Und die Rosen? Klang es nach. Aber da brauchte er keine Antwort mehr zu geben. Dort kam Gestampf vom Walde drüben, und Trompeten schmetterten hinein. Deutsche Verstärkung rückte an. Auf sprangen sie aus ihren Schützengräben mit der letzten Kraft . . .

Da spürte Max Brot ein dummes Kitzeln an der Brust. In seinem Kopfe fing es an zu brausen. Undeutlich sah er noch ein Körbchen in den Lüften schwanke . . .

Da lag er nun verwundet in dem Städtchen an der Grenze. Er träumte. Wieder lag er im Schützengraben. Wieder nichts zu essen, nichts zu trinken. Verzweifelt raufte seine Hand das Gras. Da erwachte er und hielt ein verknülltes Kissen in der Hand.

Es war ganz still im Zimmer. Niemand war da. Er war mit seinen Gedanken allein. Da versuchte Max Brot zurückzudenken. Aber es ging noch nicht. Schützengräben, Brot- und Rosenkörbchen machten noch den Kettentanz in seinem Kopfe.

Da ging die Tür auf und — er mußte also doch noch träumen? — denn der unvergessene Mädchenkopf mit den gütigen braunen Augen mischte sich nun auch noch in den Tanz hinein.

Als aber dieser Mädchenkopf jetzt lächelte, als sich hilfsreich sachverständige Hände unter diesem Mädchenkopf um einen Brustverband von Max Brot bemühten, da wußte er: es war die Wirklichkeit. Ein seltsam Ungefähr hatte ihn der einen wieder zugeführt, die damals auf dem Bahnsteig nettisch sagte:

„Rosen oder Brot, Herr Soldat?“

Jetzt sah er ein schwaches Rot auf seinem Verband, den sie erneuern sollte. Wie ein lichtrotes Wölkchen zeichnete es sich ab. Nein, nicht wie eine Wolke, sondern wie — wie —

„Liebes Fräulein,“ sagte er leise und lächelnd, „Sie sehen, ich habe inzwischen doch die — die Rosen gewählt.“

Und sie sah ihn an.

„Und ich — und ich —“ entfuhr es ihr. Aber dann schwieg sie fein still und vollendete den Satz nicht. Erst als der Max Brot wieder ganz gesund war und sich rüstete, zum zweitenmal ins Feld zu gehen, da fand sie unversehens auch den zweiten Teil von diesem Satz:

„Und ich — und ich — ich habe den Brot gewählt.“

Und es verschlug den beiden nichts, rein garnichts, daß der Artikel grammatikalisch abgelenkt werden mußte, um in den Korb zu passen, den sie diesmal dem Geliebten — nicht gab.



Im Granatfeuer am Yserkanal.

Von Hans Fr. Blund.

Der Kraftwagen rattert und braust über die schmale belgische Landstraße, so hart und lärmend, daß er die dumpfen Schläge, die von Südwesten herüberdröhnen, überschreit. Der Himmel sieht voll Rauch, wie von unendlich

fernen, gewaltigen Feuern, die langsam herüberschwelen. Einfarben und endlos liegt die flandrische Ebene, ein paar Doppelpfeile mit goldgelben Köpfen, niedrige Gehöfte, die sich im Busch zu verfrischen scheinen, und wieder weite, endlose Flächen, bis irgendwo fern an der Kimmung der Nebel der Wiesen in das braune Gewölk aufgeht.

Eine einsame schwarze Kate mitten im Feld, leblos und ausgestorben. Aber unten im Keller sitzt der Stab beim Lampenlicht über der Karte, arbeiten sieben Menschen um den Fernsprecher, diktieren und lesen, überfliegen die Depeschen und werfen ein paar kurze Worte dazu, knapp und gemessen, als empfänden sie, daß jedes ein Menschenschicksal umfaßt.

Wir haben den Wagen hinten an einer Hecke stehen lassen müssen, weil der feindliche Flieger, der mitten am braunen Himmel steht, nicht ahnen darf, was das Haus birgt. Eine kurze Meldung — die Bleistifte suchen unruhig über die Karten. Der jüngere Karmoisinrote springt auf, begleitet uns zurück zum Wagen und fährt eine Strecke mit, niemand weiß, warum. Aber man fragt auch nicht, weil man selbst nichts erzählt, nur einige nebensächliche Worte über Kameraden, über dessen und dessen Tod, fast gleichgültige Fragen, wer noch am Leben sei, — wo der fiel oder wo ein verwundeter Freund liegt. Und dann beim Abschied ein knapper Händedruck und ein Nicken: es geht vorwärts — überall vorwärts — aber langsam.

Wir standen eben vom Essen auf. Es hatte Rindfleisch gegeben — frisches Rindfleisch, gestern geschlachtet, so wie man seit Wochen frisches Rindfleisch ißt, morgens, mittags und abends. Brot ist ein Luxusartikel. Warum auch? Man gewöhnt sich an alles. Nur mitunter denkt man an eine gute Weizenstulle mit dicker Butter, so wie man sich ein Schlemmeressen bei Wacht oder Ehmke vorstellt.

Wie gesagt — wir standen gerade auf vom Essen, da spritzte das erste Schnapnell in die Straße. Und gleich begann es im Takt: 1, 2, 3, 4 — 1, 2, 3, 4 — wie es schon so oft über uns niederging. Aber dann auf einmal ein Luftdruck, daß die Augen blind werden und die Ohren bersten wollen, ein ungeheurer Krach, und die erste, schwere Granate ist da, irgendwoher. Im Dorfe sind englische Schiffsgeschütze, jenseits der Yser, die ihren höllischen Gruß beginnen. Und dann heult es noch einmal heran. Man sieht deutlich, wie im andern Teil des Dorfes das Dach sich bläht, als wolle es platzen, und dann langsam in sich zusammensinkt. Ein drittes Mal weiter entfernt und dann wieder plötzlich: man hat das Empfinden, als ob etwas Wunderliches geschieht; man hört nichts und sieht nichts, spürt nur einen furchtbaren Druck, wird gegen die Wand geschleudert und fühlt die Ohren brausen, als triebe man irgendwo im Sturm. Bis plötzlich drüben der gelbe Rauch steht, der wie eine Säule aufgesprungen ist, und bis der eine dem andern ins Gesicht lacht und spottet, wie schlecht die Kerls da drüben schießen. Wenn unsere Artillerie erst beginnt — die muß doch bald anfangen, nicht wahr? Oder weiß sie nichts; natürlich — die muß ja sehen, wie es drüben brennt, da drüben brennt —

Ist nicht Infanteriefeuer dazwischen? Natürlich — das kommt von der Feldwache, die wollen uns wohl einschüchtern und angreifen. Eine Wut haben wir, eine unsägliche Wut, und einen Durst, mit den Gewehren auf irgendeinen da drüben schießen zu dürfen, uns zu wehren, etwas vom Feinde zu sehen, um ein Ziel zu haben für den Haß, der auf einmal durch die Adern kreist wie brennendes Blut. Kommt da nicht eine Meldung? Natürlich, von der Feldwache. — Die Engländer — angreifen? Ein paar hastige, ersäufte Befehle, und dann nach vorn im „Marsch marsch!“, nur aus dem Dorf heraus, aus der stickigen gelben Luft, von der der Himmel plötzlich voll steht, gläsern schwelt und doch leise bebzt, wenn man ihn anstarrt, wie von hitzigem Dunst — sind es unsere Augen?

Wenn wir doch erst schossen — oder gleich zustößen dürften!

Sie hatten es wohl auf unsere Zufuhrwege abgesehen und belegten über die Front hinweg mit einer gewissen Regelmäßigkeit die große Straße. Es war stockfinster, der Regen ging in Strömen, und sie rechneten sich es wohl auf der Karte zusammen. Fiel auch meistens weit ab von den Straßen in die lehmigen Acker, wühlte sich ein, ohne zu plagen und hatte nur den einen Erfolg, daß man etwas unruhiger in den Regen hinaushorchte, durch den von Zeit zu Zeit jenes singende Säusen über unsere Köpfe hinwegging. Was sagte der alte Feldwebel? Als wenn der Teufel Schlittschuh lief.

Nur mitunter dröhnt es näher, aber dann weiß man, es ist längst alles vorbei, und die nächsten drei Schüsse werden ferner klingen, rechts — links — rechts. Zweck hat die Schießerei überhaupt nicht und kann höchstens die Bagage in der Ruhe stören, die sie allerdings dringend nötig hat. Nur die Beleuchtung ist sehr wirkungsvoll, und durch die dicke Luft zuckt und leuchtet es blutigrot von allen Seiten herüber, als wäre alles ein riesiger Feuerberg ringsum mit zahllosen kleinen Flammenspalten. Und drüben, wo das Dorf brennt und der Himmel in drei Schichten blutigrot darüber liegt, ist der Krater, aus dem es gleich riesenhoch aufschlagen wird.

In der Straße stehen die müden Säule in langen Reihen. Dazwischen die Wagen und Munitionskolonnen, Kraftfahrzeuge und wieder Pferde und belgische Karren, die man ihnen, Gott weiß wo, nahm. Langsam zwängen wir den Wagen am Straßenrand entlang, ein paar verschlafene Posten in dicken englischen Regenmänteln stieren uns nach, drängen langsam die müden Tiere in die Reihe zurück, wenn sie auffahren und uns in den Weg springen, und reden ihnen im gemüthlichen Hofsheimer Platt zu, als wäre es die einzige Sprache, die die Säule befähigen kann. Mitunter wächst ein Gehöst im Dunkel aus dem Regen auf, übergroß, als dehnte es sich in der Dunkelheit. Dann sucht das Auge scheu nach dem warmen, gelben Licht, das an irgendeinem Fenster brennen soll, als müßte man sich überzeugen, daß es wirklich Menschen sind rings um uns.

Vorn der Brand wächst größer. Mitunter hört man das Klengewehrfeuer zwischen den Schlägen der Geschütze, stärker und langsamer, je wie der Wind es trägt. Die Nerven beginnen wieder zu arbeiten, irgendwo in der Nähe ging ein schweres Geschos nieder, und wenn man aufhorcht, glaubt man, verirrte pfeifende Kugeln im Regen zu hören. Der Posten fährt auf. Ist das Neulerken da vorne?

Ja, — aber ist dicke Luft da unten? Unsinn — wir werden schon weiterkommen. In den grollenden Lärm hinein, der herüberschlägt, zwischen die roten Stiefel, die auf einmal, scharf umrissen, mitten aus dem bunten Schein bleiden. Wir waren schon anders drin — das bischen Brennen und Schießen gehört zur Tageskost. Man wird so gleichgültig in diesem Krieg, kennt nur noch zwei Dinge, Haß und Treue.

Was ist der Tod daneben? . . .



Nachbarn.

Ein Geschichtchen aus Ostpreußens schweren Tagen
Von Paul Lindenbergl.

Sie hatten sich schon seit Jahr und Tag nicht mehr begrüßt, die beiden Nachbarn, die dicht nebeneinander nahe dem Marktplatz der kleinen ostpreussischen Stadt wohnten. Früher waren sie gute Freunde gewesen, der Friseur und der Photograph, hatten oft beim Bier zusammengesseffen, an diesem und jenem Stammtisch. Dann hatten sie sich verheiratet, na, und wie es so geht, die Frauen vertrugen sich nicht recht, dadurch waren auch die Männer auseinander gekommen.

Der Krieg brach aus, und mit ihm in den Grenzgebieten die Russenfurcht. Dörfer, Ortschaften, Flecken, Städte wurden leer, alles flüchtete nach rückwärts gelegenen, Sicherheit verheißenden Teilen der bedrohten Provinz. Auch die Mehrzahl der Bevölkerung unseres nahe der Romintener Heide und damit unweit des Jarenreiches gelegenen Städtchens machte sich auf die Beine; zu den wenigen, die blieben, gehörten der Friseur und der Photograph, die ihre Frauen fortgeschickt hatten.

Eines Tages verließen dann auch die preussischen Truppen die Stadt, sie hätten der von unseren Fliegern erkundeten, durch die Waldungen vordringenden Uebermacht doch nicht standhalten können und wären vergeblich geopfert worden. Der sonst so lebhafteste Marktplatz war im Umsehen verödet, die Geschäfte geschlossen, die Haustüren verrammelt, kein Lebewesen weder hinter den Fenstern noch auf den Straßen zu sehen. Nur ein paar Bengel lugten hinter den Ecken hervor; vor der Apotheke wehte die weiße Flagge mit dem roten Kreuz.

Der Friseur trat vor seinen Laden, er sah, wie sein Nachbar, der Photograph, beschäftigt war, aus dem Schaukasten alle Soldatenbilder zu entfernen. „Zur Erinnerung an meine Dienstzeit im Masurischen Regiment Nr. . . .“ stand über oder unter jeder der Photographien. Unwillkürlich, als ob er fühlte, daß er beobachtet würde, drehte sich der Geschäftige um, ein etwas verlegenes Lächeln huschte über sein Gesicht, es fand auf dem des Friseurs einen Widerschein. Jeder machte einen Schritt vorwärts, jeder streckte die rechte Hand aus:

„Wir wollen wieder die Alten sein, Willy!“

„Ja, Karl, das wollen wir, in dieser ersten Zeit!“

Und der Friseur half dem Freunde, der an Stelle der braven Rekruten und ihrer Kameraden verschiedene harmlose Waldaufnahmen befestigte, in deren Mitte einige Postkarten prangten, welche die Ankunft der russischen Kaiserfamilie in Konstanza und ihre Begrüßung durch die Mitglieder des rumänischen Königshauses in photographischer Wiedergabe schilderten. Der Photograph hatte sie vor zwei Monaten von seinem in Bukarest lebenden Bruder erhalten.

„Das ist eine famose Idee, Willy,“ sagte Karl, „die bringt mich auch auf was. Der Nathan Feintuch hat mir kürzlich, als er aus Filipowo zurückkehrte, so'n russischen Krimskrams aufgeschwätzt, den er natürlich durchgepöschelt hat. Wart', der kommt mir jetzt zuhatten.“

Und eine Viertelstunde später standen auffällig im Schaufenster des Friseurs, aus dem alle deutschen Waren entfernt waren, allerhand hübsche, bunte Büchsen, Flaschen, Papp- und Blechschächtelchen; sie trugen Stempelmarken mit dem Denkmal Peters des Großen auf dem nach ihm benannten Plage in der russischen Hauptstadt, sodann russische und französische Bezeichnungen, alle mit dem Zusatz: „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg.“

Am Nachmittag waren die Russen gekommen. Erst einige Kosakenpatrouillen, dann ein ganzer Schwarm von ihnen mit klaffenden Kriegshunden, darauf Infanterie und Kavallerie, während die Artillerie Stellungen außerhalb der Stadt bezog. Den Kosaken, von deren eigentümlichen, oft todbringenden Scherzen die Freunde schon gehört, hatten sie sich nicht gezeigt, als aber in langen Zügen Linientruppen vorbeimarschierten, da hatten sie sich vor die Tür gestellt, der Friseur grüßend und auf sein Schild zeigend. Kurz danach schon kamen die ersten Kunden, ihnen folgten weitere, dann Dutzende; viele der Polen und Finnländer sprachen deutsch, von einem derselben ließ sich der Friseur ein großes Schild mit russischer Aufschrift seines Namens wie Berufes, sowie der Preise für Rasieren und Haarschneiden schreiben, ein zweites für den Photographen: „Das halbe Dutzend Postkarten mit Bild einen halben Rubel.“

Bei beiden Freunden ging das Geschäft glänzend. Sie arbeiteten sich in die Hände, wiesen sich die Kunden zu. Der Friseur bemerkte, daß doch so ein Bild zur Erinnerung sehr hübsch wäre, man könnte es nach Haus schicken, sein Nachbar mache es gut, billig, schnell und er wies mit großartiger Handbewegung auf die am Spiegel stehenden russischen Soldatenphotographien. Der Photograph machte es

ähnlich; er bemerkte, daß sich seine Kunden — vor allem, wenn sie warten mußten — doch erst rasieren und das Haar stutzen lassen möchten, gleich nebenan, gut, billig, schnell!

Es gab Abende, an denen jeder der Freunde hundert Mark und mehr eingenommen hatte. Die Soldaten bezahlten fast durchgängig, die Offiziere vergaßen es häufig.

Das ging so drei Wochen hindurch. Im allgemeinen hielten die Russen gute Manneszucht — sie glaubten, sie könnten hier ständig bleiben. Freilich waren viele der verlassen Häuser geplündert worden, auch einzelne Läden, deren Schaufenster und Türen man zerbrochen hatte. In einem der Häuser dicht am Marktplatz hatte man einige preußische Gewehre wie Munition gefunden, das genügte, um das Gebäude in Brand zu stecken, wodurch drei Nebenbauten eingäschert wurden.

Dann bemächtigte sich plötzlich der russischen Garnison eine auffällige Unruhe, Hörner bliesen, Trommeln ratterten, Befehle erschollen, im Lauffschritt eilte die Infanterie durch die Straßen. Schon am Abend vorher hatte man fernen Geschützdonner gehört, er erdröhte jetzt ganz nah, Gewehrsalven mischten sich ein. Und wenige Stunden später hasteten fliehende russische Truppenmassen durch die Stadt.

Die räumte der Photograph seinen Kasten mit den Bildern der Zarenfamilie und den russischen Soldatenphotographien schleunigst wieder aus und entfernte die russische Aufschrift; die „Erinnerungen an die Dienstzeit im Masurischen Infanterie-Regiment Nr. . . .“ nahmen wieder ihren alten Platz ein. Auch beim Friseur verschwand das russische Schild, die Erzeugnisse des „Laboratoire Chimique de St. Petersbourg“ waren sämtlich verkauft und viele deutsche dazu.

Am nächsten Morgen stand die Stadt wieder unter preußischer Herrschaft. Friseur und Photograph machten auch fernerhin die gleich guten Geschäfte, unterstützten sich auch fernerhin gegenseitig, konnten abends ein erkleckliches Sümmchen beiseite legen. Die Zeit ward ihnen nicht lang, wußten doch die Soldaten viel zu erzählen von den blutigen Zusammenstößen mit den Russen auf deutschem Boden. Auch an scherzhaften Zwischenspielen fehlte es nicht. Einmal hatten ein paar Landwehrmänner zum Friseur einen Gefangenen mitgebracht, den sie in der nahen Kaserne abliefern sollten. Es war ein Tatar, ein schwächliches Kerlchen mit Schlitzaugen, vorstehenden Backenknochen, gelber Lederhaut. Er schien stumm zu sein, hatte bisher nicht mud und maß gesagt. Als aber der Friseur sein blinkendes Rasiermesser schloß, da riß der Mongole die Augenlein weit auf; das sah unser Figaro im Spiegel und wandte sich plötzlich mit seinem Messer zum Gefangenen. Der brüllte da, als ob er am Spieße geröstet werde. „Hör', wie der Kerl quieken kann,“ sagte einer der Soldaten, „wie'n ganzer Stall!“

„Mit dem Bruder müßt ihr euch photographieren lassen, das ist doch eine feine Erinnerung,“ sagte der Friseur, „hier gleich nebenan, gut, schnell, billig!“

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Man zog mit dem Tatar zum Photographen, der eine „prächtige“ Gruppe stellte, den Gefangenen in der Mitte. Dessen Schlitzaugen waren wieder ganz groß geworden, er verfolgte gespannt alles, was vorging. Als nun aber der Lichtbildner den Apparat richtete und unter das schwarze Tuch kroch, da zitterte der Tatar an allen Gliedern, fiel nieder und flehte, ihm das Leben zu lassen. Die Landwehrmänner weinten Tränen, es dauerte lange, bis die „prächtige“ Gruppe zustande kam.

Zwei Wochen waren vergangen, viele der Einwohner waren zurückgekehrt. Nach einem reichbeschäftigten Tage kam der Friseur zum Photographen. „Du, Willy, meine Frau hat heute geschrieben; sie fragt, ob sie heimkommen soll.“

„Ja, Karl, meine Frau hat auch geschrieben, fragt daselbe.“

„Was antworten wir, Willy?“
„Du, ich glaub', es ist für die Frauen noch unsicher,“ und ein spitzbübisches Lächeln huschte über sein Gesicht. Das

flackerte auch auf jenem des Photographen auf: „Ja, ganz meine Ansicht, Karl!“

Und sie faßten sich unter und schlenderten zum neu-eröffneten Stammtisch im „Kaiserhof“, an dem sie einige Kunden ostpreussischen Maitrankes — so einen dampfenden, festen — zum besten gaben.



Wo weilt der Feldherr während der Schlacht?

Von E. Fritz Opel.

Pferd und Wagen waren die einzigen Verkehrsmittel, die Friedrich dem Großen und Napoleon I. für ihre Feldzüge zur Verfügung standen. In den Kriegen von 1866 und 1870/71 bewältigte zum ersten Mal die Eisenbahn den Transport von Hunderttausenden und die Telegraphie bestand ihre Feuerprobe als kriegstechnisches Hilfsmittel. Heute sehen Motorrad und Automobil im Dienste des Kriegsverkehrs und Telephon und Funkentelegraphie, Flugmaschine und Lenkballon vermitteln den Nachrichtenverkehr zwischen den Verbänden der Millionenheere. Dieser gewaltige Aufschwung der Technik hatte von dem Feldherrn der Zukunftsschlacht ein Bild geschaffen, das vor wenigen Jahren ein ungenannt gebliebener Militärschriftsteller folgendermaßen schilderte: „Der Führer befindet sich weit zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funkentelegraph, Fernsprecher und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harrend. Dort, auf einem bequemen Lehnstuhl vor einem breiten Tisch, hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich; von dort telephoniert er zündende Worte, und dort empfängt er die Meldungen der Armees- und Korpsführer, der Fesselballons und der lenkbaren Luftschiffe.“ Ist dieses Phantasiebild zur Tatsache geworden?

Als Napoleon I. im Winter 1805 zum Schlag gegen das damalige Preußen ausholte, leitete er von St. Cloud aus den Aufmarsch seiner Truppen und deren Uebergang über den Rhein, um erst im Sommer des folgenden Jahres in Süddeutschland zur Armee zu stoßen und die Führung selbst zu übernehmen. Im Krieg gegen Oesterreich blieben König Wilhelm I. und Moltke bis zum 30. Juni in Berlin. Hier liefen die Fäden des gegen zwei Fronten — gegen Oesterreich und gegen die Truppen der süddeutschen Staaten in Mitteldeutschland — operierenden Heeres zusammen und erst als die ersten Siege erschollen waren, reiste das Hauptquartier zur böhmischen Armee, um die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz selbst zu leiten. Auch bei Beginn des Feldzuges von 1870 blieb das Hauptquartier des Königs mit Moltke in Berlin, bis der Aufmarsch an der französischen Grenze beendet war. Dann wurde es nach Mainz verlegt, einem zentral hinter den drei Armeen gelegenen Punkt. Und erst nach den Schlachten von Wörth und Spichern stieß es zum Stab der zweiten Armee des Prinzen Friedrich Karl, um nach dessen Annäherung an die erste Armee in die Kämpfe um Metz und Sedan entscheidend einzugreifen. Es entspricht daher durchaus der von einem Strategen wie Colmar von der Goltz wiederholt vertretenen Ansicht, wenn auch bei Ausbruch des jetzigen Krieges das Hauptquartier mit dem Kaiser und dem Chef des Generabstabs den Aufmarsch der Truppen in der Reichshauptstadt abwartete, um dann von einer rheinischen, wiederum zentral hinter der Front gelegenen Stadt die Operationen zu leiten und nach den ersten Siegen seinen Sitz näher an das Feld der Entscheidungskämpfe zu legen. Für dieses Hauptquartier mag in gewissem Sinne das oben erwähnte Bild zutreffen.

Doch Leitung und Führung der Truppen — oder wie einzelne Militärschriftsteller sagen, „operative“ und „taktische“ Führung —, die bei den verhältnismäßig kleinen Heeren Friedrichs des Großen noch zusammenfielen, sind bei den heutigen Millionen-Armeen zwei gänzlich verschiedene Begriffe geworden. „Die gewaltige Größe der modernen Heere, — schreibt Bigge in „Feldmarschall Graf Moltke“ — die Ausdehnung der Kampffelder, der durch die bedeutend erhöhte Tragweite der Geschosse vergrößerte Abstand der Schlachtlinien von einander und viele andere Umstände schließen die einfachen Verhältnisse aus, die noch eine Führung der Truppen während der Schlacht im Sinne der früheren Zeiten gestatten, und machen die Leitung einer Armee beim Zusammenstoß mit dem Feind zu einer Tätigkeit, bei der der denkende Geist das Meiste tun muß, die Persönlichkeit aber zurücktritt.“ Die Leitung der Heere erfolgt vom Hauptquartier aus, ihre Führung liegt aber in der Hand der Feldherren, von denen Moltke sagte, sie bedürfen ihrer „vollen geistigen Ruhe und körperlichen Kraft und haben beide zu schonen“. Wo also muß deren Platz in der Schlacht sein?

Auch heute noch gehört der Feldherr auf das Schlachtfeld; sein Standpunkt muß, wenn auch weit hinter den kämpfenden Truppen, so doch so nahe an diesen sein, daß er ihre Leitung in der Hand behält. Der „moderne Alexander“ ist keineswegs an den bequemen Lehnstuhl gefesselt. Das „Selbst sehen“ ist für ihn noch immer die Hauptfache und gerade die Technik gibt ihm ja die Mittel in die Hand, seinen Standpunkt zeitweilig zu verlassen und an den entscheidenden Punkten des Schlachtfeldes persönlich einzugreifen, um, wie die großen Feldherren aller Zeiten es taten, durch seine Persönlichkeit die Soldaten anzufeuern. Ueber das „Selbst sehen“ des Feldherrn gab schon Moltke in seiner Verordnung für die höheren Truppenführer vom Jahre 1869 den Ratsschlag: „Stößt man auf den Feind oder melden die Vortruppen sein Anrücken, so werden auch die höheren Truppenbefehlshaber sich am besten zu ihren vordersten Abteilungen begeben, um sich persönlich über Stärke, Stellung oder Bewegung des Gegners und über das Terrain zu orientieren, auf welchem es voraussichtlich zum Kampf kommen wird. Der Führer hat dann in aller Ruhe zu überlegen, ob überhaupt und wie im allgemeinen er das Gefecht führen will.“ Bei der Ausdehnung des modernen Schlachtfeldes ist ein Teil dieser Aufgabe den Unterführern zugefallen, die dementsprechend auch über eine größere Selbständigkeit als früher verfügen. Auch müssen Luftschiff und Flugmaschine dem Auge des Feldherrn zu Hilfe kommen.

Ein Meister der persönlichen Erkundung war Friedrich der Große. Am Tage vor der Schlacht von Zorndorf eilte er mit seinen Jägenhusaren hinaus auf die Schäferei Birkenbusch, um genauen Einblick in die Aufstellung des rechten russischen Flügels zu gewinnen, gegen den sich sein Hauptangriff richten sollte. Nur diesem Ritte, der ihn davon überzeugte, daß eine Umgehung des feindlichen Flügels unmöglich war, und er an anderer Stelle angreifen mußte, verdankte er den Sieg, wie andererseits die schwere Niederlage von Kollin der ungenügenden Aufklärung des Geländes durch den König zugeschrieben wird. Mitten im Schlachtgetümmel von Torgau überzeugte er sich durch einen Husarenritt, daß der feindliche rechte Flügel nicht, wie er vorausgesetzt hatte, bis an den Ratsweinberg reichte, zugleich aber auch davon, daß bei der herrschenden Jahreszeit ein Vorgehen in der nassen, vielfach von Gräben durchzogenen Elbniederung undurchführbar sei. Er beschloß daher, den linken österreichischen Flügel auf den Süptitzer Höhen anzugreifen und auf diese Weise deren Schlachtlinie aufzurollen. Auch Napoleon I. ritt stets selbst auf Erkundung aus. Bekannt ist seine Besteigung des Landgrafenberges bei Jena, wo er sich den preussischen Linien bis auf Schußweite näherte und die Truppen Hohenlohes bei Kapellendorf und Lützenoda vor sich liegen sah. Der Sieg vom 14. Oktober war die Folge dieser eigenen Erkundung. Napoleons Anordnungen zur Schlacht — urteilt der Militärschriftsteller Bask — gründeten sich auf eine sehr eingehende Erkundung der feindlichen Stellung, welche der Kaiser, wenn irgend möglich, persönlich mit geringer Begleitung und unter

Heranziehung derjenigen seiner Marschälle ausführte, denen die Hauptaufgabe des Tages zufallen sollte. Ohne Rücksicht auf persönliche Gefahren begab sich der Kaiser dicht an die feindlichen Stellungen heran, bis feindliche Kugeln oder, wie bei Borodino, die Gefahr, in Gefangenschaft zu geraten, ihn zur Rückkehr zwang. Mit Ausführung von Nebenaufgaben wurden seine Adjutanten betraut. Das Ergebnis der Erkundung wurde in flüchtig angefertigten Skizzen niedergelegt.

„Mag das Schlachtfeld noch so groß sein — schreibt General von Bernhardt — an einer Stelle der weiten Front schürzt sich auf Grund der operativen und taktischen Verhältnisse der Knoten der Entscheidung. Das ist der Punkt, wo der Schlachtenlenker hingehört.“ Moltke drückte in seinen bereits erwähnten Verordnungen einen ähnlichen Gedanken — freilich etwas vorsichtiger — aus, wenn er schrieb: „Alle höheren Truppenkommandeure kehren schon bei Beginn des Gefechtes nach einem mehr rückwärtigen Punkt zurück, welcher hinreichenden Ueberblick gestattet. Dort bleiben sie dauernd, damit Meldungen und Anfragen sie leicht finden. Wenige Fälle ausgenommen, in denen ihr persönliches Eingreifen geboten sein kann, ist es unendlich wichtiger, daß sie die allgemeine klare Uebersicht erhalten, als daß sie einzelne Details zu bessern helfen. Sie bedürfen ihrer vollen Geistesruhe und körperlichen Kraft bis über die endliche Entscheidung hinaus und haben also alle Ursache, damit sparsam umzugehen.“ Hätte Moltke schon die technischen Mittel der heutigen Nachrichtenübermittlung im Felde gekannt, würde er wahrscheinlich weniger Wert auf die „dauernde“ Stellung des Feldherrn an einem Platze gelegt haben. Auch das persönliche Eingreifen des Feldherrn in die Schlacht ist doch viel häufiger, als man schlechtthin annimmt. Ostpreussische Landwehrleute erzählten, wie Hindenburg im Automobil die Reihen der durch lange Marsche erschöpften Truppen entlang fuhr und durch aufmunternde Scherzworte neue Kraft aus ihnen herausholte und so den gewaltigen Sieg von Tannenberg errang. Wäre Küttich so schnell unser geworden, wenn General von Emmich sich nicht an die Spitze der Stürmenden gestellt hätte? Ähnliche Fälle werden von den Kämpfen in Frankreich gemeldet.

Für die Heere des Mittelalters und der anbrechenden Neuzeit war es selbstverständlich, daß ihr Feldherr oder König an ihrer Spitze in die Schlacht zog. Doch schon Feldherren wie de Condé, der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen waren kluge Taktiker, die die Schlacht leiteten, nicht aber einzelne Tuppenteile führten. Sie alle überragt Friedrich der Große. Und doch hat auch er sich wiederholt ins Kampfgetümmel gestürzt und im wahren Sinne des Wortes den Sieg an seine Fahnen geknüpft. In der Schlacht bei Leuthen führte er das dritte Bataillon des Vortreffens selbst zum Angriff. Als bei Zorndorf die Regimenter des linken Flügels zu wanken beginnen, eilt der König zu ihnen, ergreift eine Fahne und stürmt mit ihr vorwärts. Auch bei Kunersdorf sucht er sich das Glück zu erkämpfen. Eine Fahne vom Regiment Prinz Heinrich in der Hand ruft er: „Wer ein braver Soldat ist, folge mir!“ Zwei Pferde werden ihm unter dem Leib erschossen und eine Flintenkugel zerschmettert ihm ein goldenes Etui in der Westentasche; sein Rock ist von Kugeln durchlöchert. Vergeltung! Die Feinde siegen. Auch in der Schlacht bei Torgau werden ihm drei Pferde erschossen. Bei Kossbach geht Friedrich auf dem linken Flügel an der Spitze des Regiments Alt-Braunschweig, sein Bruder Heinrich vor dem Grenadierregiment Lubasch gegen die Oesterreicher vor. „Vater, geh aus dem Wege, damit wir schießen können“, ruft ihm ein Musketier zu, als er zu stürmisch vordringt.

Bekannt ist auch Blüchers Ungestüm, den er übrigens selbst zugab. „Was ist's, was Ihr rühmt?“ meinte er einmal im Freundeskreise. „Es ist meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“ Bei Ligny setzte sich der „Marschall Vorwärts“ so sehr dem Kugelregen und Granatfeuer aus, daß er bald gefangen genommen wurde und sein Adjutant Graf Nostitz ihn nur mit Mühe unter dem toten Pferd hervorziehen und retten konnte. Und selbst der ernste Moltke, der das persönliche Eingreifen des Feldherrn, im Bestreben „einzelne

Details zu bessern", verwarf; ritt auf dem Schlachtfeld vor Gravelotte am vordersten Treffen der Kavalleriedivision der ersten Armee vorüber, um die Truppen zum Angriff zu ermutigen. Mitten im Kugelregen begleitete er am selben Abend das zweite Armeekorps in die Front, sodas ihm seine Offiziere bitten mußten, er möge sich nicht so sehr der Gefahr aussetzen. Und als sein Kolbergisches Grenadierregiment anrückte, setzte er sich an dessen Spitze und führte es in die Schlacht.

Der Feldherr gehört auch heute noch auf das Schlachtfeld. Er sitzt nicht in einem "Hause mit geräumigen Schreibstuben" weit hinter der Front, sondern weilt selbst am Orte des Entscheidungskampfes. Als bei St. Privat das Gardekorps mit dem zwölften, dem sächsischen Armeekorps zusammen arbeiten sollte, stand das große Hauptquartier bei Gravelotte fast auf dem rechten Flügel und Prinz Friedrich Karl hielt bei Habonville. Am Entscheidungsfelde fehlte ein Oberkommando und nur das Hand-in-Hand-Arbeiten beider Korps ermöglichte den Sieg. Wäre Kuropatkin im russisch-japanischen Krieg bei Sandepu persönlich auf dem Schlachtfeld gewesen, er würde sich von der für Rußland günstigen Lage überzeugt haben und hätte weitere Angriffsbefehle geben können. So saß er in seinem Hauptquartier hinter der Front und die Schlacht ging verloren. Treffend sagt General von Bernhardt in seinem Buche "Vom heutigen Krieg" die Frage nach dem Standpunkt des Feldherrn dahin zusammen: "Der Feldherr gehört heute wie früher dahin, wo die eisernen Würfel der Entscheidung fallen und er das Entscheidungsfeld selbst übersehen kann. Die Möglichkeit, vermöge der modernen Verkehrsmittel in kurzer Zeit seine Zentralstelle wieder erreichen zu können, wird ihm den Entschluß erleichtern, sich auf das Schlachtfeld selbst zu begeben. Aufgabe der Nachrichtentechnik aber ist es, ihm dorthin die notwendigen Nachrichten zuzuführen und von dort aus seine Befehle weiterzubringen." Telephon und Telegraph, Motorrad und Kraftwagen, Flugmaschine und Lenkballon stehen ihm dafür ja zur Verfügung.



Heul, wenn's Zeit ist - nicht jetzt.

Von Fritz Müller.

Als sie ein Mädel war, war sie immer vergnügt. Aber natürlich blieb ihr der und jener Kinderkummer nicht erspart. Die Augenbrauen wurden hoch, kreisrund die blanken Augen — feucht wollte es nach oben steigen. Aber da stand schon der Vater vor ihr, der geliebte Vater:

"Heul, wenns Zeit ist, Mädel, nicht jetzt," sagte er ruhig und sah sie an. Und schon war es vorbei. Nicht eine Träne kam.

Heulen wenns Zeit ist? gings ihr dann durch den Sinn. Also war es noch keine Zeit zu heulen . . . ?

Und dann ging sie in die höhere Töchterchule. Und mit ihr ging der Ehrgeiz. Hintern Ehrgeiz aber stehen leicht die Tränen. Gar, wenn man im letzten Jahr die Erste war und diesmal nur die Zweite.

Da stand sie nun mit ihrem Zeugnis vor dem Vater. Die Augenbrauen wurden hoch, kreisrund die Augen —

"Heul, wenns Zeit ist — nicht jetzt," sagte der Vater gütig und strich ihr übers Haar. Und schon war es vorbei. Nicht eine Träne kam.

Heulen, wenns Zeit ist? dachte sie dann in einer stillen Stunde. Will Vater damit sagen: wenn es mehr der Mühe wert ist . . . ?

Dann war sie Braut. Und ihre Brautchaft stieg mit jedem jungen Tage als ein unsagbar glückliches Gestirn an ihrem Lebenshimmel auf. Wann immer sich ein Wasserlein

nach ihren Augen drängen wollte, trocknete es die Sonne ihrer Brautzeit längst schon unterwegs. Vater hatte niemals nötig, sie zur Tapferkeit zu mahnen.

Dann aber kam der Krieg und holte ihr den Bräutigam am ersten Tage aus der Stadt. Ohne Abschied. Direkt aus der Kaserne fort. Die Wege unserer Krieger gingen damals ohne jede Biegung an die Grenze.

Nur eine kurze Karte von dem Liebsten hat es ihr gemeldet: "Kopf hoch, Liebste, ich freu' mich auf den Feind. Freu' dich auch . . ."

Arg hoch wurden ihre Augenbrauen. Aber da stand Vater schon:

"Heul, wenns Zeit ist, Mädel — nicht jetzt," sagte Vater mit abgewendetem Gesicht.

"Wenns Zeit ist, Vater!" schrie sie auf, "wann ist denn Zeit?"

"Nicht jetzt!" wiederholte Vater ruhig und hatte abermals gewonnen bei der Tochter. Nicht eine Träne kam, nicht eine.

Und dann stand eine Siegesnachricht in der Zeitung, eine glänzende Waffentat. Ein junger Leutnant habe sich besonders ausgezeichnet. Das war ihr Bräutigam.

Und erst lange Tage hinterher kam eine Verlustliste, die der Generalstab ausgab. Tot . . . Tot . . . tot . . . lagen sie zum zweiten Male in Buchstabenreihen hingestreckt.

Viele waren's ihrer, viele! Und das Schwarz der Druckerschwärze stieg aus der Liste in die Stadt. Trauerkleider tauchten auf in allen Straßen und wandelten wie müde Punkte.

Sie stand im weißen Sommerkleid im breiten Sonnenstreifen, den die Sonne ins Zimmer warf.

Da kam der Vater schweren Tritts herein. Die schwarze Liste hing von seiner zitternden Hand herab wie eine Trauerfahne.

Sie sah's und wußte alles.

"Er ist tot, Vater, nicht wahr?" sagte sie mit aufgerissenen Augen. Aber keine Spur von Feuchtigkeit stieg aufwärts.

Anausgesprochen hing des Vaters alter Soldatensatz im Zimmer: "Heul, wenns Zeit ist, Mädel — nicht jetzt." Und sie sah den Satz und gab ihm Antwort mit zusammengebissenen Zähnen.

"Heul' ich denn? Heul' ich denn?", und hatte die letzte Karte des Liebsten in der Hand: "Kopf hoch, Liebste, ich freu' mich auf den Feind. Freu' dich auch . . ."

Und Tante kam herein und legte sachte schwarze Kleider auf das Bett.

"Nein, laß gut sein, Tante," sagte sie, "ich trage Schwarz, wenns Zeit ist — nicht jetzt."

Und sie sah den Vater an und ging schlank und frei mit ihrem hellen Kleid und der letzten Karte ihres Liebsten durch die Stadt in den Dankgottesdienst für die gewonnene Schlacht.



Franzosen und Russen in Nassau.

Von J. Löhr.

Die unferen in strenger Manneszucht lebenden tapferen und siegreichen Heeren von unseren Feinden angelegten Namen "Barbaren" und "Vandalen" wurden von allen einsichtsvollen, selbst uns nicht gerade wohlwollend gesinnten Menschen des öfteren zurückgewiesen. Diese Namen passen viel besser auf unsere jetzigen Feinde, die diesmal noch grausamer und roher in den besetzten deutsch-österreichischen Landesteilen, ja selbst im eigenen Lande haufen, als in den Kriegsjahren 1795 und 1813. Kriegserlebnisse werden im Volke nicht so leicht vergessen; heute noch haben sich dieselben im Volksmunde erhalten und haben sich von Generation zu Generation teils mündlich, teils schriftlich fortgepflanzt. Besonders erinnert man sich lebhaft der "Franzosenzeit" aus den Jahren 1793 bis 1797, wo sich die Scharen der Armee Jourdan's auf der sogenannten Coblenzer Straße (Frankfurt—Limburg), die bei Limburg in die Cölnische Straße einmündet, nach der Raab zu hinwälzten. Hier

fanden sie Widerstand. Die Lahn wird in ihrem Lauf durch Nassau auf beiden Seiten durch Höhenzüge begleitet, die bald näher als steile, schroffe Bergseiten an den Fluß heranreten, bald sich erweitern und kleinen fruchtbaren Ebenen Raum gewähren. Diese Lahnhöhen wurden oft in den Franzosenkriegen der damaligen Zeit der Schauplatz blutiger Kämpfe. Von letzteren sei nur die Schlacht bei Limburg im Jahre 1795 erwähnt.

Nachdem die Oesterreicher den Rückzug, der fünf bis sechs Tage durch Limburg andauernd währte, angetreten hatten, rückte am 20. September 1795 zunächst eine Abteilung französischer Dragoner schon um 6 Uhr früh in die Stadt ein. Einige Stunden später folgte die Armee. Massenhaft drangen die Kriegsvölker in die Kaufhäuser und stahlen und raubten, was sie fanden. Die Bürgerschaft erhielt bei diesem Durchmarsch oft in diesen Tagen je fünf- bis sechsmal neue Einquartierung; hatte sich die eine Abteilung satt gegessen und getrunken, dann folgte die andere. Alle marschirten dem Rhein zu, wo sich die Oesterreicher sammelten. Durch diese Massenverpflegung wurden Limburgs Bürger stark mitgenommen, denn die Lebensmittelpreise standen sehr hoch. Beispielsweise sei erwähnt, daß das Malter Weizen 50—60 Gulden (der Gulden 1.70 M.), das Malter Korn 34—36 fl., das Malter Gerste 24 fl., Hafer 22 fl., der Zentner Hen 6 fl., das Pfund Butter 1 fl., das Pfund Zwiebeln 12 Kreuzer (der Kreuzer 3/4), die Maß Milch 20 Kreuzer, die Maß Wein 2 1/2—3 fl. und 1 Ei 5—6 Kreuzer galt. Am 12. Oktober wurden die Franzosen am Rhein geschlagen und schon am 14. desselben Monats zogen sie wieder durch Limburg und stellten sich jenseits der Lahn auf. Dieser Tag war für die Bewohner Limburgs ein Schreckenstag. Schon am selben Nachmittag zogen sie in gedrängten Haufen durch die Straßen, erbrachen die Häuser und plünderten, was ihnen paßte. In der darauffolgenden Nacht kamen sie in sehr großer Zahl aus ihrem Lager über die Brücke, fast jeder eine brennende Unschlitt- oder Wachskerze in der Hand, und schlugen in der Stadt mit Axten und Beilen Haustüren, Fenstern und Fensterläden ein, raubten, was sie fanden und mißhandelten die Bewohner. Da man des Lebens nicht sicher war, flüchteten die Leute auf die Dächer, Kirchtürme, sogar ins Weinhaus auf dem Friedhof und ins freie Feld. Als am 15. Oktober die Oesterreicher, die bei Weilburg über die Lahn gingen, bei Obertiefenbach die Franzosen angriffen und zurückdrängten, steckten dieselben die Brückenvorstadt in Limburg in Brand und erlaubten nicht einmal den unglücklichen Bewohnern, ihre Mobilien zu retten. Bei diesem großen Brand wurde die ganze Vorstadt, wie die mit Früchten angefüllte Scheune vernichtet, und außer vielem Vieh kam auch eine alte, kranke Frau in den Flammen um. Der Jammer und das Elend waren unbeschreiblich groß. Durch einflußreiches Verwenden standen die Franzosen davon ab, die Frankfurter Vorstadt in Brand zu stecken; dagegen trafen sie am 16. Oktober Vorbereitungen zur Sprengung der Lahnbrücke. Als sie am 17. Oktober, morgens um 3 Uhr, nach dem Rhein zu abrückten, erfolgte unter fürchterlichem Getöse die Sprengung der Brücke. Glücklicherweise hatte dieselbe keinen großen Schaden genommen; die meisten Bomben explodierten nicht und nur das obere Strahlenpflaster war weggesprengt worden. Die französische Schreckenzeit hatte jetzt ihr Ende erreicht; die Oesterreicher marschirten schon um 10 Uhr vormittags unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung in die Stadt ein.

Nicht minder lebhaft haften im Gedächtnis des Volkes die rohen und grausamen Thaten aus der „Russenzit“ des Winters 1813 in der Taunusgegend.

Kurz nach der Schlacht bei Leipzig erschienen hier schon die Kosaken. Mädchen und Frauen waren nicht sicher vor diesen Büßlingen. Wurden jedoch hierüber bei den Offizieren Beschwerden geführt, so bekamen in nicht seltenen Fällen die Attentäter die Knute zu spüren oder mußten Spiekruten laufen. Trotzdem die Bevölkerung bezüglich der Vertreibung alles tat, die Russen zufriedenzustellen, wurden sie fast durchweg gräßlich mißhandelt. Die geringste Widersetzlichkeit wurde, wenn sich nicht Gelegenheit zur Flucht bot, mit dem Tode bestraft. Viele versteckten sich vor den Unholden in heimliche Gassen, in Backöfen, oder flüchteten in die Wälder, wo ihnen unbemerkt von den Angehörigen Lebensmittel zuegeführt wurden. Auch Kinder wurden von den mordlustigen Gefellen nicht gespart, aus den Betten herausgenommen und den Untertischenden in die aufgepflanzten Seitengewehre geworfen. Bauersleute mußten Fuhrdienste leisten; wenn das Gefährt nicht rasch genug vorwärts kam, bekam der Fuhrmann ebensoviele Schläge wie seine Zugtiere. Das Vieh wurde aus den Ställen gestohlen, geschlachtet und das Fleisch an Spiechen über dem Feuer gebraten. Vor dem Diebsgefindel war nichts sicher; Geld und Sachen von Geldeswert wurden in sogenannte heimliche Gemache, die sich in den alten Wohnhäusern befanden, versteckt und zugemauert.

Die Zerstörungswut der russischen Gorden kannte keine Grenzen. Selbst die schönen Obstbaumanlagen in der Taunusgegend wurden vernichtet. Anstatt sich mit solchem Vandalismus zu beschäftigen, hätten sie besser getan, ihren von Ungeziefertropfen Körper zu reinigen, denn des öfteren wurde beobachtet, daß sie sich im Freien ein Feuer anzündeten, die Hemden auszogen und die in denselben sitzenden Läuse dem Feuer-tode überlieferten.

Eine schlimme Wirklichkeit bescherten die Kosaken noch unserer Gegend, nämlich den Lazarettopbus, welchem sehr viele Personen erlagen, u. a. auch der berühmte Pomologe, Oberpfarrer J. P. Christ zu Cronberg, dessen blühende Obstgärten auch von den Kosaken vollständig vernichtet wurden. Er erlag dieser ansteckenden Krankheit bei Ausübung seines Berufs. Nach der Ankunft der Russen verbreitete sich auch hier eine Viehpest, die unter dem noch übrig gebliebenen Viehtaube gründlich aufräumte. Diesen Schrecknissen und Grausamkeiten könnten noch unzählige angefügt werden.

Daß die heutigen Russen in Ausübung der Grausamkeit und Zerstörungswut, Diebstählen usw. gesitteter geworden sind, muß entschieden verneint werden; das Gegenteil ist der Fall, denn es hat sich bei der vorübergehenden Besitzergreifung preussisch-österreichischer Landesteile gezeigt, daß sich ihre Grausamkeit und ihr Vandalismus im Vergleich zu früher sehr bedeutend verstärkt hat.

Nicht Gott wollen wir Deutsche es dem genialen Feldmarschall v. Hindenburg danken, daß er die russische „Dampfwalze“ nicht nur aufgehalten, zurückgeschlagen und sogar besiegt hat. Mögen sich die Worte des berühmten Feldherrn erfüllen: „Wir legen nicht eher die Waffen nieder, bis der letzte Russe am Boden liegt.“ Vollen Erfolgs wird auch die Heeresleitung auf dem westlichen Kriegsschauplatz erzielen, denn „Gott ist mit uns“.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Im Schützengraben.

Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr:
Im Schützengraben hinter Menil,
Da lagen wir hundert Stunden still
Und durften nicht vorwärts —
Nicht 'ran an den Feind,
Wir haben's nicht zu ertragen gemeint;
Und wenn die Granaten uns pfeifend umbrüllt
Und mit Erdreich halb unsern Graben gefüllt,
Dann mußten wir liegen still und gedückt;
Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt,
Die Finger in ohnmächt'ger Rut geballt
Und dachten: Kommt der Befehl jetzt nicht bald,
So brechen wir vor, komme, was mag; —
Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns nur die eiserne Disziplin.
Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden;
Daß der Hunger an unseren Kräften genagt,
Danaach hat keiner weiter gefragt,
Nur eins das Herz schier zerrissen hat,
Wenn ein Sterbender stammelnd um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst nicht stillen,
Den letzten fliehenden Wunsch nicht erfüllen;
Alle Feldflaschen leer —
Keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig, und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr. Egle.

Der Verfasser, der Grenadier Egle, von Beruf Kammergänger, hat obige Verse im Schützengraben verfaßt. Der „Schwäbische Merkur“ gibt sie zum ersten Mal wieder.

Er kann mir dafür.

Aus dem Unterelss wird der Strahl, Post folgende niedliche Geschichte erzählt: Spazierte da kürzlich ein Feldgrauer durch die Anlagen am Dagenauer Bahnhofplatz, den Arm in

der Binde, das Eisene Kreuz auf der Brust. Eigentlich geht er nicht spazieren, so etwas Herrenmäßiges ist trotz dem verwundeten Arm und dem Eisernen Kreuz nicht seine Sache. Er wartet nur auf jemanden und geht derweil langsam auf und ab, garnicht wie ein Ritter vom Eisernen Kreuz, nur wie ein braver Schorch oder Schang von Zweiler oder Dingsheim. Ich könnte es ihm beinahe ins Gesicht sagen, wie er heißt oder woher er stammt, obgleich ich ihn noch nie gesehen habe; doch er sieht bei aller Unschuld gar nicht „leb“ aus. Ein strammer, braver Burebue. Ich mache mich zu ihm und sehe, daß auch sein Kriegerkleid Not gelitten hat: ein Kugelloch im Hosenbein, ebensolche Löcher an der breit absteigenden Rocktasche zieren es. Das ist mein Mann. Was er getan, wofür er das Eisene Kreuz bekommen habe, möchte ich wissen. Getan? Ja — nix hat er gemacht, sagt der Schorsch. Mein enttäuschtes und verblüfftes Gesicht dauert ihn anscheinend, aber ehrlich und ein wenig verlegen beteuert er: „Sicher, ich hab nix weiter, gar nix Vsonderes gemacht.“ Ja, aber wie denn sein Frack und sein Arm sich die Wunden geholt? Ei ja — daher muß es halt sein. Er wird ein bißchen rot, er bezweifelt anscheinend, das Ehrenzeichen verdient zu haben, und erzählt: „Wir hatten einen Sturmangriff verlohnt, mußten aber wieder in unsere Gräben zurück, in denen wir schon tagelang zugebracht hatten. Wie wir mit Müß und Not und auch mit Verlusten wieder drin sind, ruft es auf einmal vor uns um Hilfe. Liegt da einer verwundet noch draußen und kann nicht weiter. Nun haben halt die wüthigen Franzosen grad wie besessen geschossen, wie sie's immer am Abend machen, und es wollte grad nicht geru einer fest aus dem Graben raus. Da hab ich gedacht: Ja warum denn den armen Mann draußen liegen lassen? Es müßt' ihn ja unbedingt das Leben kosten, und hin raus. Ich hab' das Stöbren und Rufen garnicht hören können,“ setzt er wie zur Entschuldigung, daß er seine Tat erzählt, hinzu. „Da war's ein Hauptmann von uns, und ich hab' ihn ein paar hundert Meter weit zum Verbandplatz geschleppt. Die Franzosenkugeln waren zum Glück dumme Kaine, sonst wären wir nicht dahin gekommen. Das Blut lief mir aber doch aus dem Ärmel, der Arm hatte seine Sach, und so haben sie mich auch dort behalten. Und jetzt hier im Hagenauer Lazarett, übereinmal kommt so ein Brätschen, und das Kreuz drin.“ Und sein unschuldiges Gesicht beteuert: „Ich kann nix dafür!“

*

Freund und Feind.

Folgendes Feldpostbrief erhielt, der „Hovaez Sin.“ zufolge, ein junges Mädchen: „In einer Höhle bei Antreches, 20. 11. 14. Ich danke Dir vielmal für die Uebersendung des Briefpapiers, ich habe es an Kameraden mit verteilt. Briefpapier ist ja immer ein sparlicher Artikel. Gestern nachmittag war Waffenruhe zur Beerdigung der am 12. bei dem Sturm Gefallenen. Wir hatten 17 Tote und 53 Verwundete. Die Franzosen über 300 Tote. Da konnten sich die Franzosen und Deutschen nicht länger halten. Aus beiden Gräben wurde mit weißen Tüchern gewinkt, und nun stiegen Franzosen und Deutsche auf die Schützengräben, gingen sich entgegen, schüttelten sich die Hände und verkehrten freundschaftlichst zusammen. Die Franzosen hatten nichts zu rauchen, wir gaben ihnen groben Tabak und erhielten dafür Schokolade und Apfelsinen. Außerdem wurde vereinbart, bis neun Uhr abends sollte kein Schuß fallen; dies ist auch auf beiden Seiten prompt eingehalten worden. Außerdem fragten die Franzosen noch nach guten Punkten, wo sie zu uns überlaufen können, zu günstigen Zeiten. Ich glaube sicher, daß sich die Franzosen bald ergeben. Sie sagten gestern: „Du Kamerad der Infanterie und ich Kamerad der Infanterie“ und gaben dabei kund, daß sie keine Lust mehr haben zum Kriege, und schieben die ganze Schuld auf die Engländer, schimpfen sogar auf diese. Ein französischer Korporal lächelte einen von unseren Feldwebeln. Es ist fast kaum zu glauben, aber es ist wahr, man sieht, wie wenig Lust die Franzosen zum Kriege haben; sie sind eben durch die Engländer in diesen hineingezogen. Hoffentlich geht's weiter so günstig; wenn die Franzosen erst ruhig sind, kriegen die großschnauzigen Engländer sicher ihre verdienten Prügel. Sonst geht's mir an: Tausend Grüße Dein treuer D.“

*

Eine Begegnung.

Auf der Linienkommandantur in Brüssel frage ich, ob es wirklich wahr ist, daß der Militärlokalszug nach Herbesthal heute nicht verkehrt. „Stimmt, erst in drei Tagen wieder,“ lautet die klare Antwort. — „Aber was mache ich bloß, ich muß ja morgen in Dortmund einen Vortrag halten?“ „Na, dann werden Sie ihn eben etwas später halten müssen. Ein Militärauto geht heute auch nicht, ob morgen, ist noch sehr un-

bestimmt.“ — „Natlos stehe ich da . . . Ich muß fort . . . Am Hotel de Palace herrscht Vörsenhombetrieb auf Autoplätze. Schließlich gelangt es mir, einen Platz für 55 Franken in einem belgischen Auto, das wenigstens bis Lüttich fährt, zu erkaufen. Wir fahren los . . . ich muß stille sein, da die beiden Belgierinnen vor mir so schnell französisch sprechen, daß ich kein Wort verstehe, und der Holländer neben mir sich lieber mit Belgier als mit einem Deutschen zu unterhalten scheint. — Da stoppt das Auto. Ein deutscher Posten revidiert die Papiere. Mir wird schon etwas wohler zu Mut, als ich wieder ein deutsches Baionett sehe. Ich zeige meinen Passierschein. „Was!“ ruft der Posten, „Pastor St. . . . aus Stealitz? Kenne ich . . . Ich bin aus Friedenau!“ Ich drücke ihm die Hand . . . „Soll ich grüßen zu Haus? . . .“ „Aber natürlich, läuten Sie sofort meine Frau an und bestellen sie ihr tausend herzliche Grüße. Sagen Sie ihr: Mir geht's großartig!“ Und ein anderer aus der Gruppe meint: „Na, der Gruß wird schneller hinkommen als mit — der Feldpost“ . . . Noch ein Händedruck, ein herzliches Lebwohl . . . wir fahren weiter. Täusche ich mich? Seit ich den strammen Händedruck mit dem deutschen Posten gewechselt, werden die Belgier höflicher, sogar freundlich, und der Holländer teilt mit mir vor Lüttich Speise und Trank . . .

*

Mecklenburger Humor.

Daß selbst nach sechswochigem Schützengrabenenleben Humor und Bagemut bei den tüchtigen Mecklenburgern im Felde nicht erloschen sind, zeigt folgendes: Auf einem nächtlichen Patrouillengang machten sich einige Soldaten den Scherz, vor dem Schützengraben des gegenüberliegenden Feindes eine Glocke anzubringen, Draht daran zu befestigen und diesen in das eigene Lager zu leiten. Beim ersten Morgengrauen begann das Spiel. Die Turkos kamen beim Klang der Glocke eiligst heraus und wurden mit Feuer empfangen. Am Abend derselbe Erfolg. Nach dreimaliger Wiederholung verließen die Turkos den Schützengraben auf Nimmerwiedersehen, wohl an Spul oder übernatürliche Dinge glaubend. Eine Lachsalve in dem ganzen Schützengraben war der Lohn für die kühne Tat.



Luftige Ecke.

„Endlich,“ rief der Musiker aus, „habe ich den Ruhm in greifbarer Nähe!“ — „Wieso?“ fragte seine Frau, die dasselbe Lied schon öfter gehört hatte. — „Du kennst doch Mendelssohns Hochzeitsmarsch und den gewaltigen Ruhm, den er ihm gebracht hat?“ sagte der Musiker. — „Ja, aber was ist damit?“ — „Nun, ich werde einen Scheidungsmarsch komponieren.“

„Sie sind sehr reich, nicht wahr, Helene?“ — „Ja, Fritz,“ war die freimüthige Antwort des jungen Mädchens, „ich bin etwa zwei Millionen Mark wert.“ — „Wollen Sie mich heiraten, Helene?“ — „O nein, Fritz, das könnte ich nicht.“ — „Ich wußte ja, daß Sie es nicht tun würden.“ — „Warum haben Sie mich denn gefragt?“ — „O, ich wollte nur mal gern wissen, was das für ein Gefühl ist, wenn man zwei Millionen verliert.“

Der Musiklehrer: „Karl macht täglich Fortschritte in seinem Violinspiel.“ — Karls Mutter (sehr befriedigt): „Ist das so? Wir wuhnen nicht, ob er Fortschritte machte, oder ob wir uns nur mehr und mehr daran gewöhnten.“

Der Abgeordnete Maier schrieb eines Tages einen Brief an einen Kollegen, der diese Hieroglyphen entziffern konnte mit Ausnahme eines einzigen Wortes. Es war ihm peinlich, Herrn Maier deswegen zu belästigen; er wandte sich daher an verschiedene andere Abgeordnete, aber keiner konnte das fragliche Wort lesen. Das Wort schien von großer Wichtigkeit zu sein, da es unterstrichen war, und so hielt es der Briefempfänger schließlich für das Wichtigste, Herrn Maier selbst zu befragen. Maier schaute den Brief an und dann den Abgeordneten und dann wieder den Brief, wobei sein Gesicht einen feltamen Ausdruck annahm. Schließlich traf sein Auge wieder den Abgeordneten, und er sagte mit einer Stimme, in der Wexer und Lachen sich mischten: „Aber, Sie Hansnarr, das Wort heißt ja „vertraulich“!“

Zu einem Essen eingeladen, stand die Mutter vor dem Spiegel und fuhr sich, nachdem sie ihre gelben Locken noch eine Kleinigkeit gelber gemacht hatte, mit dem Stift über die Augenbrauen. Die kleine Tochter stand dabei und staunte. Endlich fragte sie: „Mutter, wozu schreibst du das auf deinem Gesicht?“